

DROEMER 

JULIET GRAMES

DIE SIEBEN
ODER ACHT LEBEN

der

S T E L L A
F O R T U N A

ROMAN

Aus dem amerikanischen Englisch
von Werner Löcher-Lawrence

DROEMER*



Die amerikanische Originalausgabe erschien 2019 unter dem
Titel »The Seven or Eight Deaths of Stella Fortuna« bei
Ecco Press/HarperCollins, New York

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de**

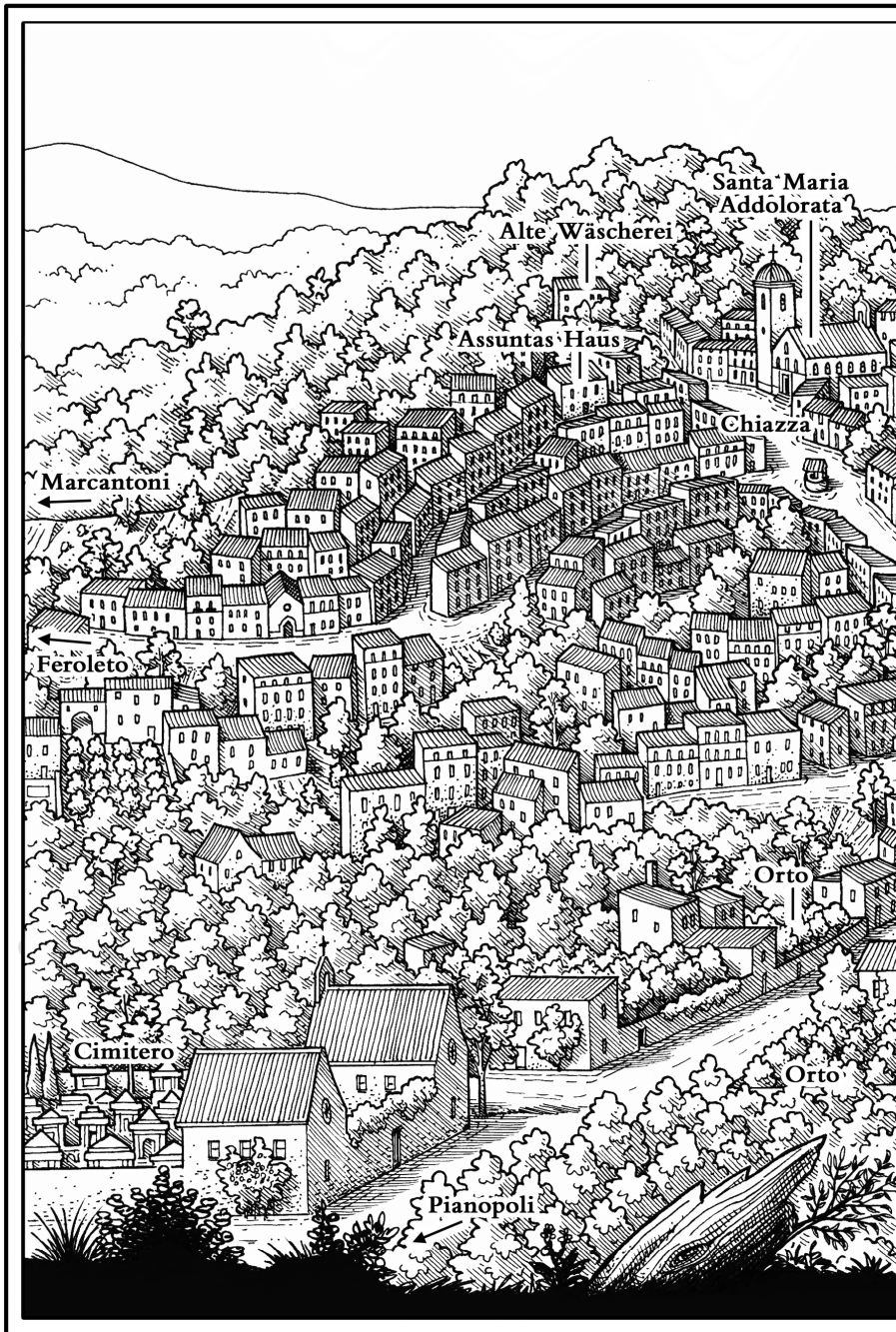


© 2019 Juliet Grames
© 2019 der deutschsprachigen Ausgabe Droemer Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knauer GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Ilse Wagner
Covergestaltung: Hafen Werbeagentur, Hamburg
Coverabbildung: Shutterstock
Karte Süditalien und Stammtafel (Hintergrund:
Sk-Advance Studio / Shutterstock.com): Peter Palm
Ansicht Ievoli: Die Illustratoren / Mike Hall
Abbildung im Innenteil: Helenea/Shutterstock.com
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-28212-0

2 4 5 3 1

*Für meine eingewanderten Großeltern
Antonette Rotundo und Serafino Pasquale Cusano
und besonders die nicht leibliche Großmutter
Concetta Rotundo Sanelli.*

Dies ist ein Roman. Namen, Personen, Orte und Ereignisse sind frei erfunden oder werden fiktiv benutzt und dürfen nicht als real angesehen werden. Jede Ähnlichkeit mit tatsächlichen Geschehnissen, Örtlichkeiten, Organisationen oder lebenden oder gestorbenen Personen ist rein zufällig.



Santa Maria
Addolorata

Alte Wäscherei

Assuntas Haus

Chiazza

Marcantoni

Feroletto

Cimitero

Pianopoli

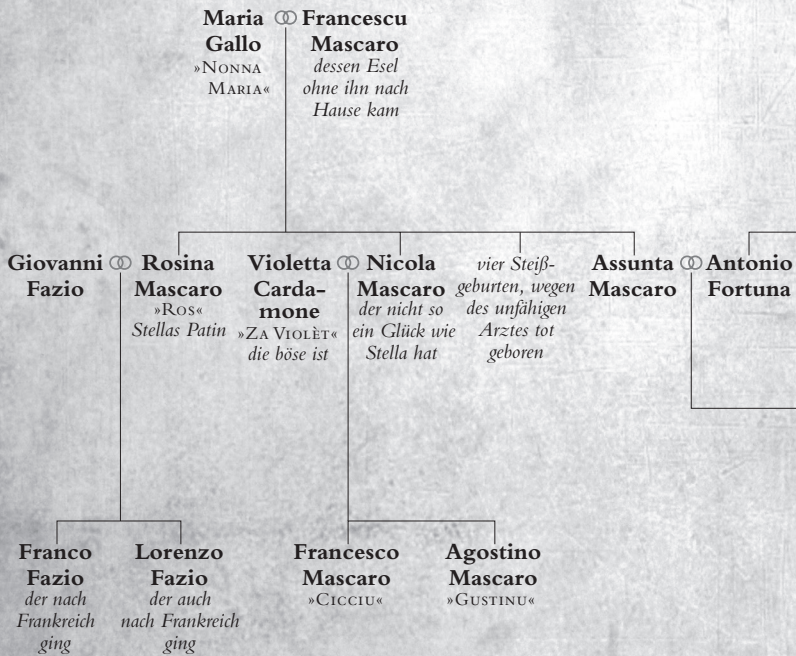
Orto

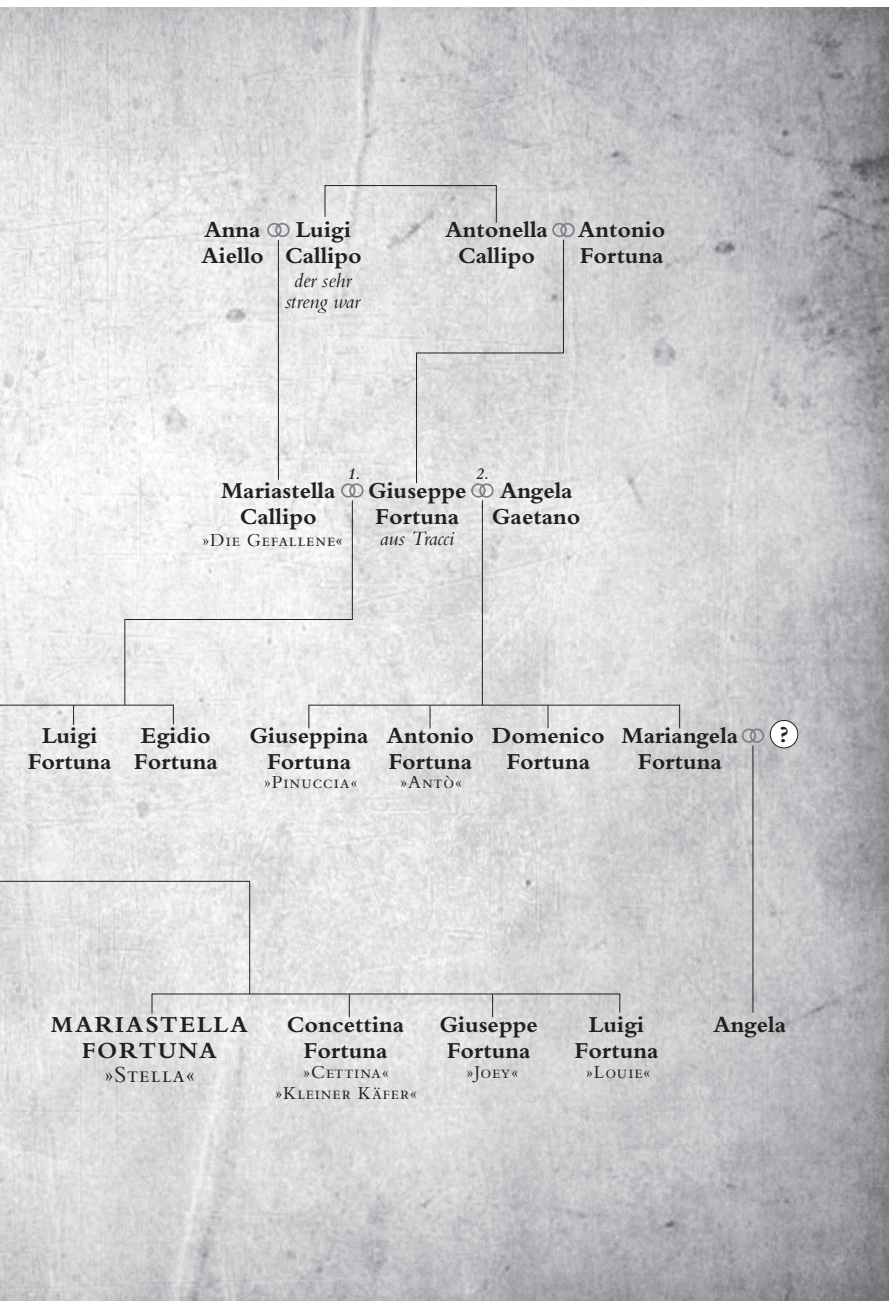
Orto

IEVOLI



STELLA FORTUNAS FAMILIE



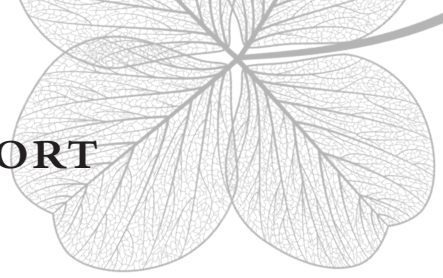




INHALT

Vorwort	13
Teil I: Kindheit	21
Tod 1: Verbrannt (geistige Entwicklung)	23
Tod 2: Ausgeweidet (wachsende Schmerzen)	76
Tod 3: Niedergestreckt (Erziehung)	90
Teil II: Jugend	115
Tod 4: Ertrinken (Einwanderung)	117
Tod 5: Vergewaltigt (Ehe)	203
Teil III: Reife	357
Tod 6: Ausbluten (Mutterschaft)	359
Tod 7: Ersticken (Änderung des Lebens)	418
Teil IV: Alter	459
Tod 8: Hirnblutung (Demenz)	461
Epilog: <i>Hic iacet</i>	485
Nachwort und Dank	491

VORWORT



Dies ist die Geschichte Mariastella Fortunas, der Zweiten, ehemals aus Ievoli, einem Bergdorf in Kalabrien. Später zog sie nach Wethersfield, Connecticut, in die Vereinigten Staaten von Amerika. Ihr Leben währt bereits mehr als ein Jahrhundert, und in dieser Zeit hatte sie viel Unglück und Elend zu ertragen. Diese Geschichte erzählt davon, wie sie dennoch so alt wurde.

Während ihrer hundert Lebensjahre hatte die zweite Stella Fortuna (von der ersten erzähle ich in einer kleinen Weile) acht Nahtod-Erlebnisse oder sieben, je nachdem, wie man zählt. Sie wurde niedergestreckt, ausgeblutet und lobotomisiert, erstickte fast, ein Teil von ihr wurde mit kochendem Öl übergossen, und zwei Mal wurde sie bis ins Gedärm aufgeschlitzt, dann wieder wurde ihr Leben allein durch einen Tippfehler gerettet. Und ein Mal hätte sie beinahe zufällig Selbstmord begangen.

War es unglaubliches Pech, dass die zweite Stella das alles erleiden musste, oder unglaubliches Glück, dass sie immer wieder überlebte? Ich kann es nicht sagen. In jedem Fall sind es reichlich heikle Situationen für ein einziges Leben, aber wir Kalabrier sind zähe Leute. Wir sind bekannt dafür, über jede Vernunft hinaus stur zu sein, ohne jede Sorge um uns und unser Wohlergehen. So viele Jahrhunderte unserer Geschichte hatten wir so wenig, für das sich zu kämpfen lohnte, dass dieser eine Instinkt unbezähmbar ist: Wenn wir uns etwas in den Kopf gesetzt haben, ist die Kraft unseres Willens größer als jeder drohende Schaden, als Schande oder Tod. Wofür Stella Fortuna so stur kämpfte, das war ihr Leben, sieben (oder acht) verschiedene Male. Ich wünschte, ich könnte sagen, niemand hätte ihr das je angekreidet.

Fast alles, was ich über Stellas außergewöhnliche Lebensgeschichte weiß, habe ich von ihrer kleinen Schwester Concettina, die ebenfalls noch lebt. Sie ist Ende neunzig und wird Tina Carmanico genannt, »Tina«, weil »Concettina« zu altmodisch für Amerika war, und »Caramanico«, weil eine Frau hier in den Vereinigten Staaten, so wurde ihr gesagt, den Namen ihres Mannes annimmt und nicht den ihres Vaters behält.

Großtante Tina lebt in Connecticut, in den sumpfigen Tiefen Dorchesters, in einem Haus, das ihr Mann ihr im Jahr 1954 gebaut hat. Ihr Mann ist tot, womit ich, wenn ich zu ihr komme, die einzige Person bin, für die sie kochen muss. Wahrscheinlich besuche ich sie nicht so oft, wie ich sollte, und wenn ich komme, beleidige ich sie immer wieder damit, wie wenig ich esse. Das Ganze wirkt wie ein italienischer Großmutter-Witz, aber ich bin sicher, dass Tina die Sache ziemlich ernst nimmt. Es gibt zwei Möglichkeiten, mit der Überfütterungssituation umzugehen: Man kann schimpfen, sie soll nicht so viel auf den Teller schaufeln, und sich anschließend schuldig fühlen, weil man eine alte Frau nicht auf diese Art angehen sollte. Oder man vermeidet den Konflikt, isst in Ruhe und fühlt sich hinterher körperlich schlecht. Als ich meinen Mann das erste Mal zum Kennenlernen mitbrachte, sagte Tante Tina voller Bewunderung: »Er ist so ein guter Esser.« Italienische Großmütter lieben Männer, die sich nicht wegen der Größe der Portionen beschweren.

Man kann leicht vergessen, dass Tante Tina bereits Ende neunzig ist. Sie wirkt so rosig, verschwitzt und energisch, als wäre sie fünfundsechzig. Ihre braunen Augen sind etwas milchig, aber hell, ihre Handknöchel treten kraftvoll hervor, und die Sehnen ihrer Hände wachsen ungehalten die Arme hinauf, als wollten sie etwas zu fassen bekommen, einen hölzernen Löffel, ein Fleischmesser, die Wange eines Urenkels. Ihre Stirn glänzt ständig leicht verschwitzt, so aktiv ist sie, und auf der Oberlippe sammelt sich der Schweiß gar in Perlen. Sie ist mit dem Alter kleiner

geworden und misst nur mehr einen Meter achtundfünfzig, obwohl sie doch mal einssiebzig war, eine große Frau, nur ihre Arme sind immer noch dick und muskulös. Berühmt ist die Geschichte, wie sie »geholfen« hat, das Haus meiner schwangeren Cousine Lyndsay zu putzen, und den geflochtenen Küchentepich so heftig mit dem Teppichklopfer bearbeitete, dass er sich auflöste und über die Veranda davonwehte. Zumindest war er jetzt richtig sauber.

Familiengeschichten sind eine knifflige Sache. Einige erzählen wir uns, bis wir sie leid sind, andere werden unerklärlicherweise gleich wieder vergessen. Oder vielleicht auch nicht unerklärlicherweise, vielleicht stören sie das Bild der Familie. Eine Generation will nichts von ihnen wissen, und schon hat die nächste nie von ihnen gehört. Damit sind sie verschwunden, von sanfteren Tönen überschrieben.

Ich denke, ich war bereits erwachsen, als ich zum ersten Mal von Stella Fortunas sieben (oder acht) Beinahe-Toden erfuhr. Es war ein ganz normaler Nachmittag, und ich saß an Tante Tinas Tisch und aß Zucchini-Brot, als sie mir davon erzählte.

»Alle wissen von dem Unfall«, sagte sie, wie ich mich erinnere, »aber weißt du auch von der Aubergine?«

»Was für einer Aubergine?«, fragte ich.

»Als Stella beinahe von einer Aubergine getötet wurde?«

»Von einer Aubergine?« Ich sah aus dem Fenster zu den meterlangen Zucchini am Spalier in Tante Tinas Garten hinaus. Ich hatte noch nie gehört, dass jemand von einem Stück Gemüse umgebracht worden war, doch es schien durchaus im Bereich des Möglichen.

»Woher, denkst du, hat sie die Narben auf ihren Armen?«

Und dann es gab noch sechs weitere Male, bei denen sie fast ums Leben gekommen wäre, sechs, aber vielleicht auch nur fünf. Tante Tina zählte sie an ihren knotigen, beigefarbenen Fingern auf – die Sache mit den Schweinen, der Schule, dem Schiff (wozu

es gegensätzliche Meinungen gab), dem Vergewaltiger, dem dummen Doktor und dem Ersticken.

Während Tina sich in ihrer Litanei der Traumata verlor, stieg eine warme Übelkeit in mir auf. Wie oft Stella dem Tod entkommen war und welche schon unwirkliche Gewalt ihr Körper ausgehalten hatte! Dass sie all das hatte überleben können, schien so unwahrscheinlich. Während ich Tinas Erzählung lauschte, wurde mein Mund ganz trocken, und ich vermochte das sowieso schon schwere Zucchini-Brot kaum noch zu schlucken. Mich überkam das gleiche hilflose Gefühl, das man hat, wenn man im Bus neben einer übel hustenden Person sitzt und weiß, genau weiß, dass man sich das, was immer ihn oder sie plagt, längst selbst eingefangen hat. Tinas Geschichte hatte mich infiziert, die Geschichte vom Leben Stella Fortunas am Rande des Todes.

»Tante Tina«, sagte ich, als sie zum Ende kam, »geht das noch mal von vorn? Damit ich es aufschreiben kann?« Ich suchte bereits in ihrer Kramschublade herum und zog eine alte Telefonrechnung mit freier Rückseite hervor.

Sie zögerte und sah auf meinen schreibbereiten Stift. Später, als sie mir tatsächlich alles erzählt hatte, fragte ich mich, was in jenem Moment durch ihren Kopf gegangen sein mochte. Dann hatte das Zögern ein Ende gehabt, und sie sagte entschieden: »Also gut, ich erzähle es dir noch einmal ausführlich, und du schreibst es auf.«

»Ja, bitte«, sagte ich und sah in ihre wässrigen, rosa geränderten Augen, ohne erkennen zu können, ob ihr Blick erregt oder bitter war. »Erzähl mir, an was du dich erinnerst.«

»Einige Teile der Geschichte sind nicht so schön«, warnte sie mich fairerweise.

Aber wer versteht oder glaubt schon so eine Warnung?

Unter meinen Quellen ist Tina Caramanico die wichtigste. Ich denke, nach all den Jahren wollte sie endlich Klarheit schaffen. Sie kannte und kennt die Einzelheiten besser als jeder andere,

lebend oder tot, da sie immer an Stellas Seite war. Und für sie stand bei der Sache am meisten auf dem Spiel, was der triftigste Grund war, mir die ganze Wahrheit zu erzählen – vielleicht aber auch das eine oder andere zu verbergen.

Tante Tina ist immer noch an Stellas Seite, obwohl die beiden Schwestern seit dreißig Jahre nicht mehr miteinander reden.

Stella sitzt auf der anderen Seite der Straße, gegenüber von Tinas kleinem weißen Ranchhaus, in einem Sessel am Fenster ihres eigenen kleinen weißen Ranchhauses. Die Situation ist ideal, um sich gegenseitig auszuspionieren. Die beiden entfremdeten Schwestern halten die Zufahrt der jeweils anderen im Blick, um zu sehen, wer von der Familie zu Besuch kommt. Stella sitzt fast den ganzen Tag dort vorn, häkelt und trennt die Anfänge von Decken wieder auf, die sie nie beenden wird. Wie der Rest der Familie ist sie in ihren Gedanken gefangen, wobei nur sie selbst weiß, wie es in ihrem Gedankengefängnis aussieht.

Gegen elf Uhr vormittags verschwindet sie von ihrem Fenster, um sich ein Weilchen hinzulegen. Dann nimmt Tina, was immer sie für Stella vorbereitet hat, eine Gemüsesuppe oder ein Schweinekotelett, eilt über die Straße, stiehlt sich durch die Hintertür in Stellas Haus, stellt das Essen auf den Herd und läuft so schnell wie möglich wieder zurück, und das mit fast hundert Jahren. Stella isst das, was ihre Schwester kocht, nur dann, wenn sie so tun kann, als wüsste sie nicht, woher es stammt. Später kommt Tinas Neffe Tommy, spült das Geschirr und bringt Topf oder Teller zurück über die Straße.

Zu Stella Fortunas achtem Beinahe-Tod, von dem allgemein als dem »Unfall« gesprochen wird, kam es im Dezember 1988. Er führte zu einer Gehirnblutung. Stellas Leben wurde mit einer Art Lobotomie gerettet. Dieser spezielle Eingriff war zu der Zeit eher noch ein Versuch, und der Chirurg, der ihn vornahm, sagte, die Chance sei nicht sehr groß, dass Stella ihn überlebe, und wenn,

werde sie wohl den Rest ihres Lebens im Rollstuhl verbringen und künstlich ernährt werden müssen. Der Mann wurde, wie wir wissen, widerlegt. Stella, die Überlebenskünstlerin, überlebte ein weiteres Mal. Aber nach dreißig Jahren und den Geschehnissen während dieser Zeit können wir sagen, dass der Unfall dennoch gleich mehrere Leben ruiniert hat.

Der schlimmste Bruch danach, der finsterste, war der zwischen Stella und Tina. Siebenundsechzig Jahre waren die beiden die besten Freundinnen, ständig zusammen, doch als Stella aus dem Koma erwachte, weigerte sie sich, je wieder mit ihrer Schwester zu sprechen. Warum, das konnte sie nie erklären. Vielleicht hat auch niemand zuhören wollen, als sie es versuchte.

Von klein auf waren Stella und Tina fest miteinander verbunden, die Längs- und Querfäden ein und desselben Stoffes. Vierundzwanzig Jahre schliefen die Schwestern im selben Bett, bis eine Ehe sie auseinanderriss. Später lebten sie in benachbarten Häusern, aus denen man auf denselben sumpfigen Garten hinaussah, aßen und redeten weitere vierzig Jahre täglich miteinander. Was in Stellas beschädigtem Hirn brachte sie dazu, sich gegen ihre Schwester zu wenden? Gegen Tina, die liebe, alte Frau, die während der zehn langen Jahrzehnte ihrer beider Leben für sie gekocht, hinter ihr hergeräumt und ihre Tränen mitgeweint hat?

Was kann es sein?

Tante Tinas einsames Schicksal, das der selbstlosen, zurückgewiesenen Schwester, die sich immer noch nicht sichtbar um ihre verlorene beste Freundin kümmert, hat mich stets für sie eingenommen. Eine menschliche Tragödie, dachte ich. Mit zunehmendem Alter jedoch wurde mir klar, dass es da noch eine weitere Tragödie gibt, gut sichtbar – die Stellas. Wenn die Leute an Stella Fortuna denken (und sich einmal auch so an sie erinnern werden), sehen sie nur die Frau, die sie während des letzten Drit-

tels ihres Lebens war, dement und verbittert. Ich habe miterlebt, wie die dreißig Jahre, die sie sich um sie gekümmert haben, den Familienzusammenhalt ausgehöhlt haben. Erzählen sich die Verwandten Geschichten über Stella, sind es nur die üblen, wobei ich nicht glaube, dass ihnen das bewusst ist. Ich mache ihnen keinen Vorwurf, es waren keine leichten dreißig Jahre. Stella ist noch nicht tot, und wenn es mit ihr so weitergeht, stirbt sie womöglich nie, doch das Gute, das sie in dieser Welt getan hat, ist längst vergessen und begraben.

Das ist der Grund, warum ich eine Zeit lang alles andere in meinem Leben beiseitegeschoben und dieses Buch geschrieben habe. Ich hoffe, meine schon obsessive Beschäftigung mit ihr wird die wahre Stella Fortuna zurück ans Licht holen, ihr denkwürdiges Leben erklären und ihren guten Namen wiederherstellen. Ich versuche, in diesem Buch die Teile ihres Vermächnisses zu rekonstruieren, die in dem, was die allgemeine Erinnerung an sie ausmacht, fehlen. Ich tu mein Bestes und verlasse mich dabei neben Tante Tinas Bericht auf eigene, aktive Nachforschungen sowie die verschiedensten Geschichten und Anekdoten. Und so entbiete ich der Familie, Freunden, Feinden, Wohlwollenden, Opfern, Nachbarn und anderen *conoscenti* Mariastella Fortunas, dir mir so großzügig Zeit und Beachtung geschenkt und mit ihren Erinnerungen geholfen haben, meinen tiefen, ehrlichen Dank. Alle Irrtümer und Fehleinschätzungen sind allein mir als Autorin zuzuschreiben.

*Brooklyn, New York,
im Jahr 2018*

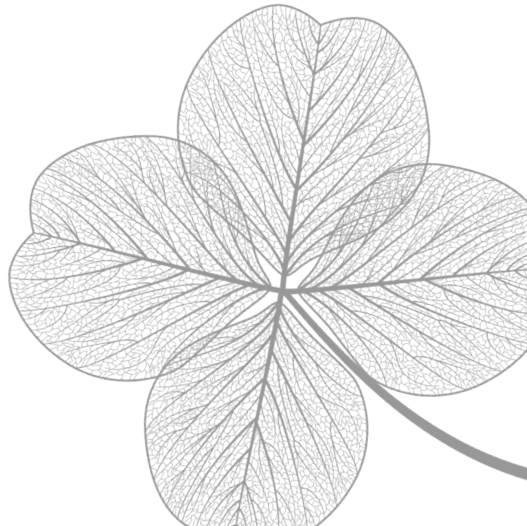
TEIL I: KINDHEIT

*I ligna cumu su fhanu e vrasce, e l'agianti cumu su fhanu e cose.
Ein Feuer ist so gut wie das Holz, das in ihm brennt, Arbeit so gut
wie die Menschen, die sie tun.*

Kalabrisches Sprichwort

*Quandu u gattu un c'è i surici abbalanu.
Wenn die Katze nicht da ist, tanzen die Mäuse.*

Kalabrisches Sprichwort





TOD I: VERBRANNT (GEISTIGE ENTWICKLUNG)

Das Dorf Ievoli, ins felsige Antlitz der Hochebene eines mittleren Berges Zentralkalabriens getrieben, war nie sehr groß. Selbst in seiner robustesten Zeit, als Stella Fortuna ein kleines Mädchen war, wohnten kaum mehr als sechshundert Menschen in den dicht aneinandergedrängten, kleinen Steinhäusern. Aber wenn ich sage, Stella Fortuna war ein besonderes Mädchen, sollte niemand denken, nur nach dörflichen Maßstäben. Viele Leute haben sie während ihres langen Lebens unterschätzt, und kein Einziger von ihnen hat es am Ende nicht bereut.

Zunächst mal war da ihr Name, dem keine weniger bedeutende Frau gewachsen gewesen wäre. Sie wurde nach ihrer Großmutter benannt, was in Ordnung war, aber trotzdem: Stella *und* Fortuna, »Sternenglück« oder vielleicht auch »Glücksstern«, es war schon furchterregend, ein kleines Mädchen so zu nennen. Nichts beschwört mehr Unheil herauf, als mit seinem Glück anzugeben, und ein Name wie Stella Fortuna fordert das Unglück geradezu heraus. Ob man nun an Dinge wie den bösen Blick glaubt oder nicht, jeder muss zugeben, dass Stella reichlich Pech hatte.

»Ich habe schon eine Menge überstanden«, erinnerte Stella ihre Mutter Assunta oft, die eine große Schwarzseherin war und nicht unbedingt die tollste Erzieherin.

Ja, Stella Fortuna hob sich von allen ab, und das nicht nur durch ihren Namen. Es war auch ihr Aussehen. Mit sechzehn Jahren, als sie Ievoli verließ, um nach Amerika zu gehen, war Stella das schönste Mädchen im Dorf. Ihre großen Brüste bebten, wenn sie lachte, und wogten hypnotisch auf und ab, wenn sie die steile Straße durchs Dorf hinunterlief. Sie hatte sie von ihrer Mutter geerbt. Cettina war da weniger erfolgreich, sie hatte

nur Mutters Hintern mitbekommen, wobei auch der sich, das muss gesagt werden, sehen lassen konnte. Stella hatte reine, gebräunte Wangen, glatt wie Oliven, und ihre vollen Lippen sahen so rosa und fleischig aus wie das Innere einer reifen Feige – alles in allem war sie ein Fruchtsalat männlichen ievolitanischen Verlangens. Da waren ihre Narben, richtig, der in eine Braue geschnittene Halbmond und die Stellen an ihren Armen, wo sie genäht worden war. Aber Narben haben etwas Anziehendes, wenn man weiß, woher sie stammen, und in einem Dorf so groß wie Ievoli wussten es alle. Stella war so mühelos provokativ wie kategorisch unnachgiebig. Wenn sie zu einem kleinen Abendbummel auf die Straße trat, verstummte der Flecken, atemlos – was Stella nicht bemerkte, oder es war ihr egal. Die weichen Rundungen ihres Körpers lenkten ehrgeizige Männer und Jungen von ihrem schonungslosen Blick ab, und schon schlug sie zu und machte die Hingerissenen zu Narren.

Stella gab kaum etwas darauf, so begehrt zu sein. Sie hatte längst beschlossen, nie zu heiraten, und versuchte nicht, mit ihrem Aussehen Verehrer anzuziehen. Stattdessen schockierte sie die gute, gehorsame Cettina damit, wie grob sie die Hoffnungsvollen behandelte. Später sollten die Schwestern durch dreißig Jahre, die sie nicht miteinander sprachen, getrennt sein, richtig, doch das sah niemand auf dieser Welt kommen, denn als Mädchen waren sie die besten Freundinnen. Mögliche Verehrer näherten sich ihnen beiden, waren sie doch ständig zusammen.

»Du musst netter sein, Stella!«, sagte Cettina ihrer Schwester ängstlich. Sie war die Jüngere, sorgte sich aber fast so um Stella, wie Assunta es tat. Was, so wie Stella vom Pech verfolgt wurde, kein Wunder war. »Sie sagen, du bist ein Luder!«

»Wessen Problem ist das?«, antwortete Stella daraufhin.
»Nicht meines.«

Sie war nicht unbedingt eitel, was ihr Äußeres anging, sie hatte sich ja noch nicht mal in einem Spiegel gesehen, aber natürlich befriedigte es sie doch, zu wissen, dass sie die Hübscheste

war. Stella hatte gern Macht über andere, und ihre Ausstrahlung war ihre große Stärke. Ansonsten hatte eine Frau in einem süditalienischen Dorf in jenen Jahren zwischen den Kriegen kaum eine Möglichkeit, sich gegenüber anderen zu behaupten.

Aber vergessen wir nicht ihre natürlichen Fähigkeiten. Stella war gern die Beste, und das war sie tatsächlich in fast allen Dingen. So war sie die beste Näherin des Dorfes, ihre Seidenraupen produzierten die meiste Seide, und sie löste an einem Erntetag bei Don Mancuso mehr Kastanien aus der Schale als alle anderen. Sie war gut mit Zahlen und im Kopfrechnen, ihr Gedächtnis arbeitete ausgezeichnet, und sie verlor kaum eine Debatte, wusste sie doch stets besser als ihr Gegenüber, was genau er oder sie bereits gesagt hatte. Auch mit Tieren wusste sie umzugehen, sogar die verdammten Hennen legten mehr Eier, wenn sie morgens von ihr gefüttert wurden. Allerdings war sie nicht die beste Köchin, und so fasste sie keinen Kochtopf an. Es war wichtig, die eigenen Grenzen zu kennen und keine Zeit mit dem Versuch zu verschwenden, etwas mäßig zu beherrschen, was auch jemand anders tun konnte. Stella war schlagfertig und unabhängig, nicht zu ignorieren oder gar auszunutzen. Sie verfügte über die Disziplin ihrer Mutter und das durchdringende Misstrauen ihres Vaters, was sie hart arbeiten, aber auch verschlagen sein ließ. Stella Fortuna wusste sich durchzusetzen, und man hoffte, sie auf seiner Seite zu haben, nicht gegen sich.

Und zu guter Letzt, und das wusste ihr kalabrisches Dorf besonders zu schätzen, es brachte ihr aber auch den meisten Ärger ein, als sie wegging: Stella Fortuna war zäh und robust. Das Leben hatte da bereits mehrfach versucht, ihr übel mitzuspielen, aber dem hatte sie widerstanden. Alles Schlimme, was ihr zustieß, machte sie nur noch sturer und kämpferischer und weniger kompromissbereit. Stella erlaubte sich keine Schwächen und besaß auch kein Verständnis für die Schwächen anderer. Die einzige Ausnahme war ihre Mutter, die besondere Zugeständnisse verlangte.

Mit sechzehn Jahren, als sie Ievoli verließ, war Stella Fortuna schon fast dreimal gestorben, daher die wilden Narben. Ihre ievolitanischen Beinahe-Tode, von denen ich erzählen will, wurden von ihrer Familie mitfühlend mit »die Auberginen-Attacke«, »das Mal mit den Schweinen« und »die Geistertür« bezeichnet. Meiner Meinung nach sind es die merkwürdigsten Todesgeschichten Stellas, aber wie auch nicht: In einem abgelegenen Bergdorf vor hundert Jahren war alles ein wenig merkwürdiger. Die Modernität hat der Art, wie wir leben und sterben, in jeder Hinsicht etwas von ihrer Magie genommen.

* * *

Ievoli war ein Geheimnis, das sich zweihundert Jahre lang selbst gehütet hatte. Wie die meisten anderen kalabrischen Dörfer war es arm und mit Absicht nur schwer zugänglich angelegt, ohne Verbindungsstraßen zu anderen Dörfern. Lediglich ein paar Eselspfade schnitten sich durch buschige Mimosengewächse und Misteln. Die Ievolitaner hatten nicht viel, waren aber vor Barbaren sicher, vor Eindringlingen, der Außenwelt – nur vor sich selbst nicht. Tja, und die Banditen in den Wäldern stahlen gelegentlich eine Ziege und behelligten Reisende, was ein weiterer Grund war, das Dorf nicht zu verlassen.

Die Männer von Ievoli waren *contadini*, Tagelöhner, die der Sonne zu den Feldern folgten, auf denen es Arbeit gab, ganz gleich, welcher reiche Landbesitzer sie dafür bezahlte. Eigenes Land besaßen sie nicht. Die Männer verdienten gerade genug, um ihre Familien am Leben zu erhalten, solange auch ihre Frauen genug aus ihren terrassierten Berggärten herausholten und die Kinder auf den Feldern zu helfen begannen, sobald sie dazu fähig waren.

Ganz Kalabrien ist ein Land abweisender Bergdörfer wie Ievoli, deren Straßen so steil sind, dass man bergauf fast auf allen vieren geht. Sie wurden aus Verteidigungsgründen so angelegt.

Zweitausend Jahre lang wurde Kalabrien belagert und erstürmt – von den Römern, die dem Land das Holz nahmen, den Byzantinern, die es orthodox machten, den nordafrikanischen Sarazenen, die den Islam brachten, und den Festungen bauenden Normannen, die den Katholizismus einführten. Von Bourbonen, Angevinern, Habsburgern und am Ende den Italienern. Jede Erobererwelle versklavte die Menschen aufs Neue, raubte, plünderte, brach mit gezückten Schwertern durch die üppigen Oliven- und Zitrusheine und vergoss Blut und DNA auf den fruchtbaren Berghängen. Unser Volk floh vor Piraten, Vergewaltigern und Feudalherren, suchte Zuflucht in den Bergen, und in den absurd steilen Dörfern eingekerkelt zu sein, das wurde zu seiner Lebensweise, wenn die Bedrohung durch Malaria und Sarazenen, je nachdem, wen man fragt, dieser Tage auch ein wenig nachgelassen hat.

In den Gesichtern der Kalabrier finden sich Hinweise auf die durchziehenden Eroberer, es ist ein buntes Volk, auch was Sprache und Küche angeht. Die Landschaft ist übersät mit normanischen Burgen und den Ruinen griechischer, drei Jahrhunderte vor Christi Geburt errichteter Tempel. Die Menschen waren nie die Herren im eigenen Land, und so leben sie denn auch völlig unbewegt zwischen den Relikten ihrer ehemaligen Eroberer.

Stella Fortunas Lebensgeschichte ist wie die der meisten Frauen nur zu verstehen, wenn man die ihrer Mutter kennt. Stella liebte ihre Mutter mehr als alles auf der Welt, die harte Stella mit ihrem kalten, steinernen Herzen. Aber alle liebten Assunta. Sie war eine Heilige, wie es einem jeder, der sich an sie erinnert, sagen wird, und es gibt immer noch Leute, die sie gekannt haben. Die Herzen der Menschen in den italienischen Bergdörfern sind stark und gesund, und wer die Überraschungen des Lebens meistert, lebt hier sehr lang.

Assunta wurde am 15. August 1889 in Ievoli geboren, an Mariä Himmelfahrt, dem Fest der heiligen Jungfrau, Santissima Maria,

Madre de Dio. Daher ihr Name, Assunta, nach *assunzione*. Sie war eine fromme Frau, die über das normale Maß hinaus betete, um den Umstand auszugleichen, dass ihr Mann es nicht tat. Es gab viele solcher Frauen in Ievoli, und ich nehme an, es gibt sie noch immer. Assunta wurde von ihrer Mutter Maria im reinen, allumfassenden Glauben an Jesus Christus und den Himmel Gottes erzogen, in den sie einst nach ihrem Tod eingehen würde, wenn sie tat, was der Priester ihr sagte. Assunta war keine einfache, gehorsame Kirchgängerin, sie *glaubte*. In der Messe, besonders als junges Mädchen in den hormonell heftigen Jahren einsetzender Weiblichkeit, wurde sie oft von ihren Gefühlen überwältigt, wenn sie an das leidende Herz der heiligsten Jungfrau dachte, und begann, in ihrer Bankreihe zu schluchzen. Ihre öffentlichen Tränen waren einer von zwei Gründen für ihre Tochter Stella, sich zu geloben, nie, nie zu weinen, und sie brach ihr Gelübde achtundvierzig Jahre lang nicht.

Der Grund, aus dem Assunta bereits mit vierzehn Jahren ihren Mann Antonio Fortuna heiratete, was selbst damals etwas jung schien, bestand darin, dass ihr Vater plötzlich starb und die Frauen in einer Notlage zurückließ. Ganz gleich, wie hart ein Contadino auf den Feldern seines Padrone arbeitete, ihm gehörte nichts als seine Arbeitskraft, und als er starb, vermochte er seiner Frau kaum etwas zu hinterlassen. Assunta hatte nur eine sehr kleine Aussteuer, und je länger sie bei ihrer verwitweten Mutter lebte, desto weniger blieb für beide übrig. Es war besser, wenn sie in einem anderen Haushalt versorgt wurde.

Assunta schien jedoch auch bereit für die Ehe. Sie besaß schon früh etwas Matronenhaftes, nicht zuletzt wegen des bereits erwähnten Hinterteils, das sie ihren Töchtern vererben sollte. Assunta wirkte fürsorglich, bewegte sich mit großer Selbstsicherheit und hatte ein bemerkenswertes Gesicht mit großen, dunklen Augen, die sich wie umgedrehte Halbmonde über den Wangen wölbten. Sie war ein auffallend frauliches Mädchen. Wenn die Nachbarinnen kamen, dachten sie darüber nach, wer

von den jungen Männern des Dorfes sie wohl heiraten würde, oder vielleicht auch einer aus Galli, Polverini oder Marcantoni, wo Soundso einen geeigneten Cousin oder Neffen hatte.

Am Ende war es ein junger Mann aus Tracci, das etwa eine Stunde zu Fuß in südlicher Richtung lag. Antonio Fortuna war siebzehn Jahre alt, ein Maurer, der nach Ievoli kam, um an der neuen Schule mitzubauen. Assunta sah ihn oft, wie er mit den anderen Männern unter dem einen großen, uralten Baum auf der *chiazza*, dem Kirchplatz, zu Mittag aß. Antonio folgte ihr mit lüsternen Blicken, wenn sie zum Brunnen kam, um Wasser zu holen. Ihr gefiel, wie er aussah, breitschultrig und stark, ein handfester Bursche mit dichten, schwarz glänzenden Locken, und sie mochte auch, dass er sein Interesse an ihr nicht verhehlte. Ihr Taschentuch gab sie ihm jedoch nie. Assunta war schüchtern, was Jungen anging, und erfolgreich dazu erzogen worden, die Jungmädchenenergie, die da zwischen ihren Beinen wirkte, auf die Reinheit der heiligen Jungfrau zu konzentrieren und den Rosenkranz zu beten. Sie war die Art Mädchen, die Liebeslieder mochte, aber nie an sich selbst dachte, wenn sie mitsang.

Assunta sagte ihrer Mutter nichts über den gut aussehenden Maurer, denn was wäre da zu sagen gewesen? Schließlich ging es so, wie es in solchen Fällen immer ging: Einer der Maurer aus Ievoli erwähnte seiner Frau gegenüber, dass Antonio Fortuna, der Sohn Giuseppe Fortunas aus Tracci, ein Auge auf Assunta geworfen habe, die jüngste Tochter des armen verstorbenen Francesco Mascarò. Daraufhin stattete seine Frau Assuntas Mutter einen Besuch ab und erzählte von dem Jungen aus Tracci, und dann, nun ja. Wenn man nur genug über etwas redet, erfahren es bald schon alle anderen, und obwohl Assunta und Antonio nie ein Wort miteinander gewechselt hatten, erzählten ihnen alle so viel übereinander, dass es schien, als wäre bereits alles entschieden, ohne dass sie etwas hatten sagen müssen.

Das war die ganze Brautwerbung. Es klingt nicht nach viel, war aber äußerst aufregend für Assunta, die den Winter damit

verbrachte, voller Nervosität an einer in aller Eile zusammengestellten Aussteuer mitzunähen. Währenddessen sah sie sich, umringt von lauter Babys, in ihrer eigenen Küche stehen und betrauerte den bevorstehenden verfrühten, ihr den Magen zusammenziehenden Verlust ihrer Jungfräulichkeit. Es gab keine lange formelle Verlobungszeit, da die jungen Männer jetzt nach und nach zum Militärdienst eingezogen wurden. Keiner hatte ein Interesse daran, zu warten, bis Antonio wieder nach Hause kam, und so heirateten Assunta und er im Februar 1914, drei Monate nachdem sie zum ersten Mal ein Wort miteinander gewechselt hatten.

Am Tag ihrer Hochzeit fiel seltener Schnee vom Sila-Gebirge herunter, und als Assunta den Berg zur Kirche hinaufstieg, nahm ihre Schwester Rosina einen der Tischläufer, den die Braut für ihre Aussteuer bestickt hatte, um deren schwarzes Hochzeitskleid zu schützen. Hagelkörner sammelten sich wie Salz in den Körben mit den *mustazzoli*, die das Blumenmädchen, Assuntas neunjährige Schwägerin Mariangela, unter den Besuchern der Messe verteilte.

Die Hochzeitsnacht verbrachte das Paar in seinem neuen Zuhause, einer Souterrainwohnung in einem steinernen Haus, das terrassenartig in den Hang gebaut war, an der dritten Gasse, die von der Via Fontana abging. Aus der Wohnung sah man auf das Tal mit seinen Olivenbäumen hinaus, seitlich war mit Holzbohlen eine steile Treppe in den Berg gerammt, über die man von der Straße zum Eingang gelangte. Antonio hatte die Wohnung von der Eigentümerin, einer Witwe namens Marianina Fazio, gemietet, und die Abmachung war, dass Assunta der Frau beim Putzen und im Garten half. Die Wohnung war nur schwer auszuräuchern, weil es keinen Kamin gab, lediglich die breiten Fenster, vor denen die Hühner und die beiden gefleckten Ziegen der Witwe herumliefen.

In der ersten Nacht der beiden Frischvermählten roch das

neue Zuhause intensiv nach Hühnerfedern. Die nackten Wände waren feucht, und Assunta lag lang wach, kratzte mit einem Fingernagel im Mörtel herum und überlegte, wie merkwürdig es doch war, so nahe neben einem schnarchenden Mann zu liegen. Wie merkwürdig die Schatten in den unvertrauten Ecken waren, wie merkwürdig der Schmerz.

Mitten in der Nacht dann ertönte ein lauter Schrei vor ihrem Fenster, ein unmenschlicher Schrei, der dennoch fast wie der eines Menschen klang und Antonio und Assunta aus ihrem verlegenen ersten gemeinsamen Schlaf riss. Antonio sprang in seine Hose und entzündete die Lampe.

Der schreckliche Schrei erklang ein weiteres Mal, bevor sie die Tür erreichten, und Assunta brauchte wertvolle Momente, bis sie begriff, was sie durch den Schleier des herabsinkenden Schnees sah: Über dem noch atmenden Körper einer der Ziegen der Witwe standen zwei graue, langgesichtige Wölfe. Sie mussten vom Schnee aus den Wäldern getrieben worden sein, Wölfe kamen nur bis herunter nach Ievoli, wenn sie Hunger hatten. Ihre Mäuler waren rot, die Augen saßen klein und schwarz in ihren spitzen Gesichtern. Schnee bedeckte Nacken und Körper der Tiere, und die Luft zwischen ihnen war von gallertartigem weißen Nebel erfüllt. Reglos standen sich Mensch und Tier gegenüber.

Antonio, der Mann im Haus, war vor Schreck oder vielleicht auch vor Verwirrung wie erstarrt. Assunta, die, ob nun zu Recht oder nicht, keine Angst vor Wölfen hatte, packte den eisernen Schürhaken, der hinter ihr auf dem Boden lag, duckte sich unter Antonios Arm hindurch und lief barfuß in den Schnee hinaus. »Weg mit euch!«, schrie sie und stürzte auf die Nächste der beiden Bestien los, die sich niederkauerte und knurrte, dann aber zurückwich. »Verschwindet!« Es war gut, dass sie selbst die Initiative zu ergreifen verstand, denn während des weiteren Verlaufs ihrer fünfundfünfzigjährigen Ehe würde ihr Mann kaum einmal da sein, um Wölfe zu vertreiben.

Zum Glück für die Frischvermählten hatten die Schreie der sterbenden Ziege auch die Nachbarn geweckt, und die Männer eilten den Fortunas mit Schaufeln und Äxten zu Hilfe. Als die Wölfe schließlich vertrieben waren, wussten etliche Zeugen die Geschichte zu erzählen, wie Assunta in ihrem ehelichen Nachthemd und der barbrüstige Antonio die Hochzeitsnacht-Wölfe vertrieben hatten. Es konnten natürlich noch weitere Räuber da sein, und so half Gino Fragale, der zwei Häuser weiter wohnte, Antonio, die Ziege für die bestürzte Witwe Marianina zu häuten, und Assunta trieb die Hühner nach drinnen und sperrte sie in die Küche. Dann versuchte sie, so viel von dem Ziegenblut wie nur möglich mit dem Schnee und ihrem Besen wegzuwischen. Sie wollte nicht, dass die Wölfe zurückkamen. Den Rest ihrer Hochzeitsnacht verbrachten Assunta und Antonio damit, den aufgeregten Hühnern nebenan zu lauschen, die auf dem Steinboden der Küche herumscharren.

Acht Monate nach der Hochzeit der Fortunas schloss sich Antonio dem Regiment in Catanzaro an. Die Anwerbeoffiziere der Armee waren durch Ievoli gekommen, um dafür zu sorgen, dass alle fähigen jungen Männer einberufen wurden. Die junge Nation Italiens baute eine Armee auf, um ihren rechtmäßigen Platz als Weltmacht neu zu übernehmen. Tausendsechshundert Jahre zuvor hatte es ihn verloren, Sie erinnern sich, als die Westgoten die Hauptstadt des großen Reiches geplündert hatten. Nicht, dass Assunta eine Vorstellung von der römischen Geschichte gehabt hätte oder der Katastrophe, die Europa bereits zerriss.

Als er seinen Dienst antrat, versprach Antonio seiner Frau nicht, Briefe zu schreiben. Er konnte lesen und schreiben, mochte beides aber nicht. Assunta konnte weder das eine noch das andere. Sie nahm an, dass er zu ihr zurückkam, wenn er es überlebte, aber nur *il Signore*, Gottvater, wusste, wie lange er wegbleiben würde.

Die im sechsten Monat schwangere Assunta ging mit Antonio

den Berg hinunter zum Bahnhof in Feroletto, dem größten der Dörfer im näheren Umkreis. Maria führte den Esel mit Antonios Gepäck. Es war kein sehr romantischer Abschied. Als der Zug kam, küsste Antonio seine Frau auf die Wangen, nahm seine Tasche auf den Rücken und verschwand in einem der Wagen. Während der kurzen Zeit ihrer Ehe hatte Assunta gelernt, dass Antonio kein Romantiker war, ihm ging es vor allem um das Körperliche.

Die Frauen standen auf dem Bahnsteig, bis der Zug den Berg hinunterrumpelte, auf das ferne Catanzaro zu. Assunta weinte still mit offenen Augen, die Tränen rannen ihr über das Gesicht und fielen auf ihren vorgewölbten Leib. Sie weinte nicht zuletzt auch aus Erleichterung darüber, dass Antonio wegging. Jetzt würde sie seinem unersättlichen Hunger bei Tisch und im Bett nicht mehr genügen müssen, was angesichts ihrer fortgeschrittenen Schwangerschaft äußerst mühsam geworden war. Dass sie das so empfand, erfüllte sie mit Schuldgefühlen, wie es, so hatte der Priester in der Beichte gesagt, auch richtig war.

Das Baby kam am Nachmittag des 11. Januar 1915 zur Welt. Assunta wachte mit Krämpfen auf, und dann, beim Säubern der Feuerstelle, platzte die Fruchtblase. Nervös wischte sie den Boden und überlegte, ob sie sich den Berg hinunterschleppen und es ihrer Mutter sagen sollte oder ob sie es dann nicht mehr die Via Fontana hinauf schaffen würde, um das Kind im eigenen Haus zu gebären. Ihre Besorgnis lähmte sie, doch zum Glück kamen just in dem Moment Maria und Rosina. So ist das Leben im Dorf: Wenn man jemanden den ganzen Tag nicht gesehen hat, versichert man sich, dass alles in Ordnung ist.

Die älteren Frauen erhitzten Wasser und hängten Minze über Assuntas Bett, um den bösen Blick abzuwenden, fassten die werdende Mutter bei den Ellbogen und liefen mit ihr im Kreis. Sie halfen ihr, den Nachttopf zu benutzen, und gaben ihr Kamille, um ihre Muskeln und ihren Geist zu entspannen. Später am

Nachmittag, als die Wehen in kürzeren Abständen kamen, ging Ros hinauf zur Kirche und holte die Nonne, *suora* Letizia. Die Suora war sehr heilig und kannte sich mit Frauendingen aus, auch wenn sie selbst nie ein Kind bekommen hatte. In ihren fünfundsiebzig Lebensjahren hatte sie viele Geburten begleitet und alle möglichen Dinge gesehen: Babys, die mit den Füßen zuerst auf die Welt kamen, sich in ihrer Nabelschnur verheddert oder unversehens als Zwillinge entpuppt hatten. Ihr singender nördlicher Akzent beruhigte die in den Wehen liegenden Mütter. Alle fühlten sich besser, wenn sie da war.

Assunta war nervös, sie wollte nicht sterben, was aber durchaus im Bereich des Möglichen lag. Maria und Ros hatten keine Angst, sie vertrauten völlig auf Gott und seinen Willen. Assunta wusste, dass auch sie das tun sollte, und so kam zu ihrer Sorge, sie könnte sterben, noch die darüber hinzu, dass sie sich überhaupt sorgte. Am Ende kam das Baby ohne alle Komplikationen zur Welt, nur mit so viel Schmerz und Elend, wie sie nun mal zu einer gesunden Geburt gehören. Es war ein rosiges, dickes kleines Mädchen mit einem schwarzen Haarschopf, der den ganzen Kopf bedeckte, die Augen hellbraun wie die ihres Vaters.

Antonio hatte Anweisungen hinterlassen, wie sein Kind heißen sollte: Giuseppe, wenn es ein Junge wurde, nach Antonios Vater, und Mariastella, wenn es ein Mädchen war, nach seiner Mutter. Aber das Kind war noch keine Stunde alt, da hatte Assunta den Namen schon zu Stella verkürzt. »Mein kleiner Stern«, sagte Assunta, weil es sich so leicht sagte und weil das Baby so schön war.

Maria und Ros segneten die Kleine und führten die *cruce*-Beschwörung durch, um alles Unglück von ihr abzuwenden. Sie waren, wie bereits erwähnt, tiefgläubige Frauen, die voll und ganz auf die rettende Gnade Jesu vertrauten – vom praktischen Standpunkt aus betrachtet, konnte es jedoch nicht schaden, seine Bemühungen mit ein wenig Berg-Hexerei zu stützen.

Im Mai 1915, als Assuntas sorgfältig gepflegter Bohnengarten voller lila und gelber Blüten stand, kam die Nachricht, dass Italien gegen Österreich in den Krieg zog. Die kleine Stella war vier Monate alt und gut genährt. Sie hatte die Art rundliches, lächelndes Babygesicht, das direkt auf der Brust aufsaß. Damit war sie, was nicht extra gesagt werden muss, äußerst beliebt bei den Nachbarinnen, die ihr die Bäckchen liebevoll mit Lippen und Fingern herzten. Stellas Mutter wusste weder, wie lange die goldenen Tage des Babyspecks andauern würden, noch ahnte sie, welche Entbehrungen ihnen bevorstanden.

»Wie lange dauert ein Krieg?«, fragte Assunta ihren Bruder Nicola, als er ihr die Neuigkeiten überbrachte.

Nicola hatte darauf keine Antwort. Er war von Assunta durch die vier Babys getrennt, die ihre Mutter verloren hatte, und mit seinen fünfunddreißig Jahren zu alt für eine Einberufung. Dennoch, Ievoli hatte siebzehn *ragazzi* losgeschickt, eine ganze Generation, keine Familie im Dorf war unberührt davon.

Im Juni dann, an dem Tag, an dem sich die kleine Stella zum ersten Mal ohne Hilfe ihrer überschwänglichen Mutter aufsetzte, bekam Assunta einen Brief von Antonio, den Nicola ihr vorlas. Antonios Division wurde nach Norden an die österreichische Grenze geschickt. Der Brief war mindestens einen Monat alt.

Während des Krieges gab es zwei Hungerjahre. Der Winter 1916/17 war der strengste seit Beginn der Aufzeichnungen. Im Isonzo-Tal, wo die jungen Männer aus dem Dorf kämpften, fielen dokumentierte acht Meter Schnee, und der Frühling wollte einfach nicht kommen. Der Winter reichte bis ins Jahr 1918 hinein, und als es auf einigen der umkämpften Alpengipfel endlich wieder taute, wurden ganze Brigaden von Leichen freigelegt, die achtzehn Monate lang unter dem Schnee begraben gewesen waren.

Zu Hause in Ievoli erbrachte die misslungene Ernte nur die Hälfte des gewohnten Weizens, und als die Abgaben eingesam-

melt wurden, brach Assunta in Tränen aus. Wie gern hätte sie geglaubt, dass der Weizen, der ihr genommen wurde, seinen Weg zu Antonio an die österreichische Front finden würde, doch als der Eselskarren des Steuereintreibers die Straße nach Pianopoli hinunterfuhr, konnte sie sich des Gedankens nicht erwehren, dass dieser Mann nichts als ein weiterer Gebirgsräuber war, der mit dem Siegel des Königs tat, wozu andere ein Gewehr brauchten.

Assuntas Gemüsegarten, ihr *orto*, litt unter dem ungewöhnlich kalten Sommer. Die Kartoffeln blieben klein, und die Tomaten weigerten sich zu reifen und schrumpelten an den Stauden. Schon als der Sommer in den Herbst überging, gab es fast nichts mehr zu essen. Es kursierten Geschichten von Hausfrauen, die den pudrigen Stuck von den Wänden kratzten, um damit das Mehl zu ersetzen, das sie nicht hatten. Aber an Assuntas Wänden war kein Stuck, und sie gehörten ihr auch nicht.

In ihren siebzehn Lebensjahren hatte Assunta nie so hungern müssen. Sie war ohne Geld, Vater oder Mann, der für sie sorgte, und hatte keine Möglichkeit, selbst Geld zu verdienen. Sie konnte das Wetter nicht ändern, um die Früchte in ihrem Garten sprießen zu lassen, und fühlte sich hilflos wie ein Kind. Jeder Tag schien so schlimm wie nur möglich, und manche waren noch schlimmer.

Stella war zu einem schüchternen, sanftmütigen Kleinkind herangewachsen, das kaum einmal schrie. Ohne zu klagen, aß sie die seltsamen und aus immer größerer Verzweiflung erdachten Dinge, mit denen Assunta sie fütterte: an einem Tag zerdrückte Ackerbohnen und am nächsten eine Gemüsesuppe aus den übrig gebliebenen Schalen. In Olivenöl gebratene Zwiebeln, aber ohne Brot, auf dem man sie essen konnte. Eine Brühe aus Fichtenrinde oder bitteren Bergkräutern. Unreife Orangen, die Assunta von den Bäumen an der Straße nach Tracci gestohlen hatte und so lange kochte, bis die Schalen weich genug waren, um essbar zu sein. Assunta kochte die letzten Kastanien der

Herbsternte, trank das leicht danach schmeckende Wasser und fütterte die kleine Stella mit den weichen Früchten. An vielen Tagen hatte die junge Mutter selbst nichts und genoss das Knurren ihres Magens als Beweis, dass es kein Opfer gab, das sie noch nicht für ihre *bambina* erbracht hatte.

Assunta tat ihr Bestes. Sie kam durch, ihr Baby gedieh. Als Stella aus ihren Babysachen herauswuchs, hatte ihre Mutter keinen Stoff, um etwas Größeres zu schneiden. Also nähte sie alte Küchentücher zusammen, und Stella lernte in einem Kleid laufen, mit dem früher der Tisch abgewischt worden war. Alle im Dorf um sie herum wurden dünner. Die Tiere wurden weniger und verschwanden, auch die, die normalerweise nicht gegessen worden wären, die Esel zum Beispiel. Die Kalabrier lieben ihre Esel mehr als ihre Frauen, heißt es in einem alten Lied. Selbst Marias alte *ciucciu* überlebte den Krieg nicht. Ich bin nicht sicher, was mit ihr geschah. Ich kann mir nicht vorstellen, dass Maria oder die sentimentale Ros sie geschlachtet und gekocht hätten, aber ich habe auch nie hungern müssen.

Die dunklen Jahre vergingen, und Ievoli betete. Eine nach der anderen ersetzten neue Witwen und schmerzgefüllte Mütter ihre roten Pacchiana-Röcke durch Trauerkleider.

Der Krieg gegen Österreich endete am 3. November 1918. Ein berittener Bote verbreitete die Nachricht in den Gemeinden entlang der Straße von Nicastro. Bei Sonnenuntergang läuteten die Glocken im *campanile* jeder einzelnen Kirche, und der Dank der Lebenden und die Gebete für die Toten hallten über das Land. Ievoli hatte der Krieg elf junge Männer genommen, ein schrecklicher Schlag für ein so winziges Dorf. Angelo und Franceschina, die an der Straße nach Pianopoli wohnten, verloren all ihre drei Söhne und dazu noch zwei Neffen, einen auf seiner, einen auf ihrer Seite.

Assunta und Ros nahmen die kleine Stella mit nach Feroletto zum Zug, mit dem die Soldaten nach Hause kamen. Assunta war

nicht sicher, wann er eintreffen würde, und hatte Angst, zu spät zu kommen, und so machten sich die beiden Frauen schon bei Tagesanbruch auf den Weg. Diesmal gab es keinen Esel für Antonios Tasche. Stella lief den halben Weg mit ihren stämmigen Beinchen und ließ sich dann von ihrer Mutter tragen.

Assunta war leicht in Panik, was das Wiedersehen mit ihrem Mann anging. Sie war nicht sicher, ob sie sich daran erinnerte, wie er aussah, und sie sang für Stella und ließ das kleine Mädchen auf ihrer Hüfte hüpfen, um ihre Nerven zu beruhigen. Der Bahnhof war voller Frauen und alter Männer, und fast alle waren schwarz gekleidet. Während sie auf den Zug warteten, ging Assunta mit Stella auf der gepflasterten Chiazza auf und ab, die sich wie eine Festungsplattform um den Berg legte, von der aus sich das Tal überwachen ließ. Assunta und Stella warfen einen Blick in die Handwerksläden. Die Bambina grüßte die Leute darin höflich, wie sie es gelernt hatte: *Buon jurno*, und die Leute lachten und sagten, wie klug das kleine Mädchen doch sei, *benedic'*, Gott segne sie.

Der Zug kam kurz nachdem die Glocken von Santa Maria zehn Uhr geläutet hatten, an. Er war die ganze Nacht durchgefahren und die Nacht davor auch schon. Es war eine zermürend langsame Fahrt von Triest nach Rom und nach Neapel, in jedem Dorf hatten sie gehalten und Männer und Särge ausgeladen. Endlich ging es dann nach Kalabrien hinein, den vom Kriegsgeschehen entferntesten Teil der Halbinsel, um auch die letzten Überlebenden nach Hause zu bringen. Die Rückkehrer aus Feroletto, Pianopoli und den kleineren umliegenden Dörfern stiegen aus. Assunta sah ihnen in die Gesichter und fragte sich mit neu aufflammender Angst, wer von ihnen Antonio war. Alle sahen aus, als könnten sie er sein, und doch schien ihr keiner wirklich vertraut.

Stumm stand Assunta da, aber die schlaue Ros rief seinen Spitznamen: »Tonnon!«, und schon kam einer der Männer auf sie zu. Dieser Antonio sah wie der ältere, schlankere Bruder des

Mannes aus, den Assunta geheiratet hatte. Sein Gesicht war straff, der Körper kantiger. Den kräftigen, gut genährten jungen Mann, der von hier aus in den Krieg gezogen war, gab es nicht mehr. Aber er hatte keine sichtbaren Narben oder Verletzungen, nur oben auf den Ohren schälte sich die Haut ein wenig und würde es immer tun, denn Kälte und Frost hatten das Gewebe zerstört.

»Antonio«, sagte Assunta. Sie versuchte zu lächeln, doch die Schluchzer stiegen ihr wie ein Schluckauf in die Kehle. Sie hatte ihn nicht als so gut aussehend in Erinnerung, aber da stand er, stark, wenn auch abgemagert, und die dunklen, bernsteinfarbenen Augen funkelten. Sie bekam ihren Mann zurück, wo so viele Frauen ihren nie wiedersehen würden. Gott vergebe ihr, dass sie seine Abwesenheit je genossen hatte.

Er küsste sie auf die Wangen, links, dann rechts. Sein Gesicht war von tagealten Stoppeln bedeckt. »Ist das meine Tochter?«, fragte er und küsste auch Stella auf die Wange. »Mariastella, meine Tochter.«

Stella wandte sich ab und drückte ihr Gesicht an Assuntas Brust. Ros lachte und griff nach Antonios Arm, damit er auch sie auf die Wangen küsste. »Sie ist schüchtern«, erklärte sie ihm. »Aber sie freut sich sehr, dass du wieder zu Hause bist. Nicht wahr, Stella, mein kleiner Stern?« Stella sah zu ihrer Tante Ros hinüber, wollte ihren Vater jedoch nicht ansehen. »Den ganzen Morgen hat sie von dir geredet und gesagt, ich sehe meinen Papa bald, wo ist mein Papa, stimmt's, Stella?« Es war die Art Lüge, wie Tanten sie erzählen.

* * *

Fünf Tage lebten die drei Fortunas als Familie zusammen.

Am Tag von Antonios Rückkehr aßen sie alle zusammen in Marias Haus zu Mittag, die Mascaro-Frauen, Nicola und seine Familie. Antonio war ruhig, trank während des Essens sehr viel

und lehnte schwer auf Assuntas Arm, als sie weiter den Berg hinaufgingen. Kaum dass sie in ihrer Wohnung waren, schloss Antonio die Tür ab und schob Assunta aufs Bett. Er hob ihre Röcke und drang in sie ein, ohne sich auch nur die Hose auszuziehen. Seine Frau war überrascht, unvorbereitet und trocken, und der Akt als solcher dauerte, so weit sie sich erinnerte, länger als noch im ersten Jahr ihrer Ehe, was ihr plötzlich so lange, lange her schien, eine vergessene Welt, ein vergessenes Leben.

Assunta erduldet es schweigend, wobei sie der Gedanke quälte, dass die kleine Stella ihnen zusah und sie ihren Mann aufhalten sollte, es aber nicht konnte, nicht, nachdem er dreieinhalb Jahre weg gewesen war, so lange gewartet hatte und das jetzt ihre Pflicht ihm gegenüber war. Assunta hatte sich so an ihre Keuschheit gewöhnt, dass es ihr nicht mal in den Sinn gekommen war, sich ihrem Mann in dem Raum hingeben zu müssen, in dem auch ihre Tochter schlief. Würde es von nun an immer so gehen? Sie drehte den Kopf zur Wand, um nicht in Stellas große, fragende Augen blicken zu müssen.

Als es vorbei war, fiel Antonio so tief in Schlaf, dass Assunta mit dem leblosen Gewicht seiner Beine zu kämpfen hatte, um ihm die Stiefel auszuziehen. Den Nachmittag verbrachte sie damit, die Wohnung zu putzen und Stella dazu zu drängen, leise zu spielen. Assunta hätte die Kleine nicht zur Ruhe anhalten müssen, nichts hätte ihren Mann aufwecken können.

Den zweiten Tag zu Hause verschlief Antonio. Gratulanten kamen, die ihn küssen und segnen wollten. Sie weinten und waren voller Fragen zu ihren Kindern, die nicht zurückgekommen waren, oder anderen, von denen sie gehört hatten. Assunta begriff, wie schrecklich das für Antonio sein musste, und verschloss Fenster und Türen, um weitere Besucher abzuhalten, dennoch klopfen einige. Dann öffnete sie die Tür einen Spalt und verscheuchte sie. »Morgen«, flüsterte sie, »oder übermorgen.« Währenddessen kochte sie, damit ihr Mann, wenn er hungrig aufwachte, gleich etwas zu essen hatte. Brot konnte sie ihm kei-

nes anbieten, es gab immer noch kein Mehl in diesem Winter, und sie sorgte sich, wie sie aus den schrumpeligen Kartoffeln und dem Trockenobst, das sie hatte, eine *minestra* hinbekommen sollte. Die kleine Stella sah ihr trübsinnig zu. Sie begriff, wie gewichtig das war, was ihre Mutter da tat.

An seinem dritten Tag in Ievoli wollte Antonio gleich wieder weg. »Wir gehen nach Nicastro«, erklärte er seiner Frau. Er hatte eine kleine, aber bedeutungsvolle Summe Geldes, seine Abfindung nach dem aktiven Dienst, und bereits entschieden, wofür er sie ausgeben wollte.

Es war ein Donnerstag und für Anfang Dezember nicht so kalt. Assunta sah nicht ein, warum sie gleich nach Nicastro mussten, doch jetzt, da sie wieder einen Mann hatte, war es ihre heilige Pflicht als Christin, das zu tun, was er sagte. »Ich bringe die Kleine zu meiner Mutter«, sagte sie.

»Nein, Mariastella kommt mit«, erwiderte Antonio, denn es ging ja auch um sie. »Zieh sie an.«

»Sie kann nicht so weit gehen«, protestierte Assunta. Es waren wenigstens zwei Stunden zu Fuß. Assunta selbst war erst zweimal im Leben in Nicastro gewesen. Sie dachte an die breiten palmengesäumten Straßen und die fremden Männer in den Cafés entlang des *corso*. Ein furchterregender Ort für ein Kind.

»Ich trage sie«, sagte Antonio.

Was er wollte, war ein Familienfoto. Die Vorstellung war ihm während seiner Tage in den verschneiten Alpen zu einer fixen Idee geworden. So viele Männer hatte Fotos dabeigehabt, und am Ende des Krieges wusste Antonio, wie all ihre Frauen aussahen, konnte sich aber an seine eigene kaum mehr erinnern. So hatte er denn beschlossen, wenn du eine Familie hast, solltest du auch ein Bild von ihr haben, um sie zeigen zu können.

Der Fotograf in Nicastro schaffte Platz für die Fortunas, auch wenn sie keinen Termin gemacht hatten, worauf Antonio nicht gekommen war. Der Fotograf war Leute wie Antonio gewohnt, Tölpel aus den Bergdörfern, die einfach so zu ihm kamen und,

wenn überhaupt, nur vom Hörensagen wussten, wie so eine Porträtsitzung ablief. Angesichts all der jungen Männer, die in den Krieg zogen, und der Auswanderer, die nach Amerika wollten, war der Bedarf nach Andenken aneinander groß, und er hatte auch in den entbehrungsreichen letzten Jahren immer viel zu tun gehabt.

Viele der Leute, die fotografiert werden wollten, waren arm und sahen selbst in ihren besten Sonntagssachen schäbig aus, und so hatte der Fotograf eine ganze Truhe mit Kleidung für sie. Vier Kleider für die Frauen in verschiedenen Farben und Größen, zwei vollständige Männeranzüge und reichlich Sachen für Kinder, kam doch manchmal die ganze Familie mit. Für die Kleidung stellte er nichts zusätzlich in Rechnung, er wollte nicht, dass sich die Leute beklagten, sie sähen auf seinen Fotos nicht gut aus, auch wenn der Grund dafür bei ihnen lag und es nichts mit der Qualität des Fotos zu tun hatte. Der Fotograf zeigte den Fortunas, wie sie sich am besten hinstellten, und sagte, sie sollten das Baby still halten, sie hätten nur eine Aufnahme.

Das Foto würde erst in einer Woche fertig sein. Antonio konnte die Hälfte des Preises jetzt anzahlen und den Rest bei Abholung der Fotos begleichen. Oder er zahlte gleich den vollen Betrag, zuzüglich einer Gebühr, und das Foto wurde ihm gebracht. Doch der Fotograf warnte ihn, das könne länger dauern, da es davon abhinge, wie viele Auslieferungen er habe, um den Weg hinauf in die Bergdörfer zu rechtfertigen. Antonio wählte die erste Möglichkeit. Er verschwendete kein Geld, wenn es eine andere Möglichkeit gab, so unbequem sie auch sein mochte.

Am nächsten Tag, dem vierten zu Hause in Ievoli, machte sich Antonio mit den Seinen nach dem Mittagessen auf den Weg, seine Familie in Tracci zu besuchen. Antonio ließ Assunta das Geschenk einpacken, das sie in Nicastro gekauft hatten, einen Marinieretopf aus der berühmten weißen Squillacer Keramik, mit Blumen und Blättern in Ocker, Gelb und Grün bemalt. Mitneh-

men solle sie auch alles, was sie für eine Übernachtung brauchten. Tracci lag eine Stunde zu Fuß von Ievoli entfernt, und Assunta wäre am liebsten nach dem Abendessen noch zurückgegangen, statt über Nacht zu bleiben. Aber in letzter Zeit hatte es Ärger mit Banditen gegeben, und Assunta wollte ihre Tochter auch nicht den bösen Nachtwinden aussetzen, die Krankheiten wie die Cholera mit sich trugen. Nur Niederträchtige liefen nach Sonnenuntergang noch draußen herum und atmeten die giftige Nachtluft ein, damit sie andere mit ihr infizieren konnten. Assunta war nicht niederträchtig.

Unterwegs übte sie Sätze ein, die sie zu Antonios Mutter sagen konnte. Sie kannte sie kaum. Mariastella Callipo hatte Assunta und Stella während des Krieges nur ein einziges Mal besucht, und es war eine unangenehme Begegnung gewesen. Assunta fand die ältere Frau schroff, es war schwierig, sich mit ihr zu unterhalten. Antonios Mutter gehörte zu der Art Frauen, die immer nur Schwarz trugen, auch an Feiertagen, obwohl sie gar nicht verwitwet waren. Es war eine verdrießliche Art christlicher Sittsamkeit, die Assunta wohl hätte bewundern sollen, die sie aber für rückständig hielt. Mariastella Callipo kleidete auch ihre Töchter in Schwarz, und wenn Assunta an ihre Familie dachte, sah sie Antonios Mutter und seine Schwestern in identischen schwarzen Kleidern und Schleiern vor sich aufgereiht, so wie sie auch zu ihrer Hochzeit gekommen waren, sogar die kleine Mariangela, die Assuntas Blumenmädchen gewesen war.

Drei Jahre später, an diesem Dezembernachmittag des Jahres 1918, trafen Assunta, Antonio und die kleine Stella während der Siesta nach dem Mittagessen ein, als die Straßen leer und ruhig waren, sah man von ein paar gedämpften Küchengeräuschen ab, dem Platschen, Schrubben und Schaben von spülenden, aufräumenden Frauen, das durch die hölzernen Fensterläden auf die Straße drang.

Es dauerte lang, bis Assuntas Schwiegermutter an die Tür kam. Mariastella Callipo war eine große Frau von etwa vierzig

Jahren mit einer tief gefurchten Stirn und schmalen, zusammengekniffenen Augen. Seit Assunta sie das letzte Mal gesehen hatte, war ihr Haar völlig weiß geworden.

»Oh, du bist zurück«, sagte Antonios Mutter, hielt ihm die Wange für einen Kuss ihn und winkte die drei herein, wo sie sich ohne einen weiteren Kommentar an den Tisch setzte und mit der Näharbeit fortfuhr, bei der sie offenbar unterbrochen worden war. Assunta verwirrte dieses gefühllose Wiedersehen. Nachdem ihr Sohn, Fleisch ihres Fleisches, so lange im Krieg gewesen war? Hatte sie nicht um sein Leben gefürchtet und jeden Tag für ihn gebetet, wie es Assunta getan hatte?

Das Haus der Fortunas war alt und von der Art, wie man sie nicht mehr baute, aus Angst, dass sie nicht gut genug belüftet waren. Die Decke war so niedrig, dass selbst Assunta mit der Hand an sie herankam, und es gab nur ein Fenster auf die Straße hinaus. Auf dem Bett, das das halbe Innere des Zimmer ausfüllte, saß ein Mädchen, das ein kleines Geschwisterchen im Arm hielt. Assunta erkannte Mariangela, Antonios Schwester, die jetzt zwölf sein musste. Antonio gab ihr einen Kuss, strich dem Baby über den Kopf und ging hinaus, um nach seinem Vater zu sehen, der im Garten ein Stück den Berg hinunter arbeitete.

Assunta packte den Keramiktopf aus Squillace aus und zeigte ihn der älteren Mariastella, die ihre Näharbeit gerade lang genug zur Seite legte, um ihn in ein Regal zu stellen. Dann, weil ihr so ohne jede Unterhaltung unwohl war, sagte Assunta: »Hast du gesehen, wie sehr meine Mariastella gewachsen ist?«

Das war das Stichwort für die Kleine, ein Stück vorzutreten, aber sie war schüchtern. Stella fasste ihren Rock mit beiden Händen, drehte sich von Seite zu Seite und starrte auf den Boden.

»Stella, geh und begrüße deine *nonna*«, sagte Assunta. »Kannst du ihr einen Kuss geben?«

Stella ging gehorsam zur Großmutter, die sich vorbeugte, um den nass glänzenden Lippen der Kleinen die Wange darzubie-

ten. »Wusstest du«, erklärte Assunta ihrer Stella, als sie zurück in die mütterliche Sicherheit gelaufen kam, »das du deinen Namen von deiner Nonna Mariastella hast, deiner Großmutter?«

Stella legte sich einen Finger auf den Mund, um ihre Verlegenheit zu verbergen. Die ältere Mariastella winkte ihr steif zu. Assunta verspürte Mitleid mit dieser durch die Jahre hart gewordenen Frau, die so unbeholfen war, sogar gegenüber ihren Enkelkindern.

»Und das ist deine Tante Mariangela«, sagte Assunta und drehte ihre Tochter zu dem heranwachsenden Mädchen und dem Baby hin, das sie in den Armen wiegte. »Sagst du Hallo zu deiner *zia*?«

»*Ciao, Za*«, sagte Stella.

Mariangela lächelte. Ihr Haar war fettig, und auf Kinn und Stirn sah man rote Pickel, aber ihre großen, dunklen Augen waren sehr schön, dachte Assunta.

»Wie heißt das Kleine?«, fragte Assunta und deutete auf das Baby, das, wie sie annahm, drei oder vier Monate alt war.

»Angela«, sagte Mariangela.

»Oh, fast wie du«, sagte Assunta und fragte sich, wie man zwei Schwestern so ähnlich nennen konnte. »Stella, siehst du das kleine Baby? Das ist deine Tante Angela. Ist das nicht witzig, dass du eine Tante hast, die noch kleiner ist als du?«

Stella lachte und versteckte ihr Gesicht im Rock ihrer Mutter. Assunta legte die Hand auf den runden Kopf ihrer Tochter und spürte die Hitze. »Sei nicht so schüchtern«, sagte sie. »Eines Tages ist deine Tante Angela so groß, dass ihr zwei miteinander spielen könnt.«

»Nicht Angela wie ich«, verbesserte Mariangela ihre Schwägerin. Sie hielt das schlafenden Baby so tief, damit Stella es ansehen konnte. »Sie heißt Angela nach meiner toten Mutter.«

Assunta zögerte und sah ihre Schwiegermutter an, doch die ältere Frau war mit ihrer Näharbeit beschäftigt und erwiderte ihren Blick nicht. »Nach deiner *toten* Mutter?«, wiederholte Assunta.